Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 8. **Montag** den 5. Januar 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 5. Januar.

Kaiser und Polemik.

Wie der Telegraph bereits gemeldet hat, ist dem Grafen Paul von Hoensbroech das Exemplar seines Werkes „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit", das er dem Kaiser überreichen lassen wollte, vom preußischen Kultusminister mit der Begründung zurückgegeben worden, daß er nach den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen die Annahme des Werkes an Allerhöchster Stelle nicht befürworten könne. Da an diese Zurückgabe voraussichtlich allerlei Betrachtungen und Schlüsse werden geknüpft werden, so empfiehlt es sich, den Artikel, in dem Graf Hoensbroech in seiner Monatsschrift „Deutschland" den Vorgang mitteilt, etwas genauer zu betrachten. Es heißt in ihm:

Ende Mai v. J. überreichte ich Seiner Majestät dem Kaiser und König durch Vermittelung des Civilkabinetts mein Werk über „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit". Es lag in dieser Ueberreichung weder an und für sich, noch für mich persönlich etwas Außergewöhnliches. Nicht an und für sich, da zahlreiche Werke dem Kaiser überreicht werden; nicht für mich persönlich, da ich auch mein früheres Werk: „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung" dem Kaiser überreicht und dafür durch das Civilkabinett den kaiserlichen Dank erhalten hatte. Am 19. September v. J. erhielt ich zu meiner größten Ueberraschung ein vom 18. September datiertes und im Auftrag des Herrn Kultusministers vom Herrn Unterstaatssekretär Wever gezeichnetes Schreiben des Inhaltes, daß der Herr Kultusminister „nach den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen die Annahme des dargebotenen Exemplares des Werkes: Das „Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" an Allerhöchster Stelle nicht zu befürworten vermochte". Zugleich wurde mir das dem Kaiser dargebotene Exemplar durch das Kultusministerium wieder zugestellt. Ich erbat nun vom Herrn Kultusminister eine Aufklärung über diese „Verwaltungs-Grundsätze" und erhielt von Herrn Dr. Studt, der sich damals in Karlsbad befand, den freundlichen Bescheid, die Aufklärung werde mir nach seiner Rückkehr zu Teil werden. Nachdem sich die zugesagte Aufklärung, aus mir unbekannten Gründen, längere Zeit verzögert hatte, lud mich am 8. November v. J. der Herr Unterstaatssekretär Wever ein, ihn im Kultusministerium aufzusuchen, um die „Aufklärung" entgegenzunehmen. Ich folgte dieser Einladung am 11. November.

Zunächst wurde mir bestätigt, daß vom Kultusministerium dem Kaiser ein Immediatbericht über mein Werk erstattet worden sei. Auf meine Frage nach dem Inhalte dieses Berichtes, beziehungsweise nach dem Inhalte der „Verwaltungs-Grundsätze" teilte mir der Herr Unterstaatssekretär mit, daß eine Einsicht in den Immediatbericht unzulässig sei — was ich durchaus verstehe —, daß aber der eigentliche Inhalt der in dem Immediatbericht zur Anwendung gebrachten „Verwaltungs-Grundsätze" der gewesen sei, daß weil mein Werk „polemischen" Charakter trage, seine Annahme durch den Kaiser nicht hätte befürwortet werden können.

Ich entgegnete: „Polemik" an und für sich könne unmöglich Grund der Ablehnung sein. Denn jede Wissenschaft und besonders die Geschichte habe Recht und Pflicht, zu „polemisieren", d. h. die Wahrheit dem Irrtum gegenüberzustellen und sie gegen Entstellungen und Angriffe zu verteidigen. Nur die unwissenschaftliche „Polemik" sei zu tadeln und abzulehnen. Das in Frage stehende Werk sei aber von berufener wissenschaftlicher Seite als wissenschaftlich-„polemisches" Werk anerkannt worden. Wäre der „Grundsatz" des Kultusministeriums berechtigt, wonach „Polemik" an und für sich von der Befürwortung zur Annahme durch den Kaiser ausschließe, so müßten auch Werke Sybels, Treitschkes, Onckens, um von den Werken Luthers und der übrigen Reformatoren zu schweigen, von dieser Befürwortung ausgeschlossen sein, da die genannten Werke vielfach und sehr ausgesprochen „polemischen Charakter" an sich trügen. Meine Ansicht sei, offen gesprochen, die, daß hinter der „Polemik" als Ablehnungsgrund sich ein anderer, der eigentliche Grund berge, nämlich der, daß mein Werk für die gegenwärtig ausschlaggebende Partei, für das Zentrum, ein Aergernis sei. Um beim Zentrum nicht anzustoßen, habe das Kultusministerium dem Kaiser die Annahme widerraten.

Auf meine Ausführungen über „Polemik" an und für sich erwiderte der Herr Unterstaatssekretär nichts. Die Rücksichtnahme auf das Zentrum bestritt er, schien sie aber, meiner Auffassung nach, indirekt dadurch zu bestätigen, daß er entgegnete, ich müsse doch zugeben, mein Werk errege in katholischen Kreisen Aufregung; hätte also das Kultusministerium die Annahme des Werkes durch den Kaiser befürwortet, so wäre das in katholischen Kreisen als Parteinahme des Kultusministeriums für ein die Katholiken beunruhigendes Werk aufgefaßt worden.

Wenn nun auch Graf Hoensbroech aus dem geschilderten Vorgange nicht Schlüsse auf die Grundsätze zöge, welche die Berufung von Professoren beeinflußten, so würde man schon aus der Schilderung selbst sehen, daß er geneigt ist, aus der Annahme eines dem Kaiser übersandten Werkes auf die Stellung des Reichsoberhauptes zu dem Inhalte des Werkes zu schließen. Und schon hieraus ergibt sich die Berechtigung der Zurückgabe rein polemischer Werke überhaupt. Es ist ja richtig, daß alle wissenschaftlichen Werke von Polemik sich nicht völlig fern halten können; es ist aber ein großer Unterschied, ob ein wissenschaftliches Werk lediglich zu polemischen Zwecken geschrieben ist oder nicht. Das zurückgewiesene Werk des Grafen Hoensbroech verdankt seine Entstehung lediglich einem polemischen Zwecke und ist eine Streitschrift von der ersten bis zur letzten Seite. Nach unserer Ueberzeugung eine sehr verdienstliche; aber dem Kaiser kann es nicht erwünscht sein, daß aus der Annahme eines solchen Werkes, der selbstverständlich auch ein Dank folgt, gefolgert wird, er stelle sich dadurch auf den Standpunkt des Verfassers. Wenn er gleichwohl ein Exemplar des früheren Werkes des Grafen „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung" entgegengenommen und seinen Dank für die Ueberreichung ausgesprochen hat, so ist das jedenfalls in der Voraussetzung geschehen, daß daraus keine Schlüsse auf seine Stellung zu dem Inhalte dieses Werkes gezogen werden würden. Aber diese Voraussetzung hat sich als eine irrig erwiesen. Und wenn er ein Exemplar einer polemischen Schrift eines Bischofs entgegennähme und seinen Dank für die Ueberreichung ausspräche, so würde gerade Graf Hoensbroech der erste sein, der daraus seine Schlüsse zöge und diese vor die Oeffentlichkeit brächte. Es ist also ganz in der Ordnung, wenn die Zurückweisung rein polemischer Werke als Verwaltungs-Grundsatz aufgestellt und an diesem Grundsatze künftig in jedem Falle festgehalten wird. Daß dadurch die Beschäftigung des Kaisers mit derartigen Werken nicht ausgeschlossen wird, liegt auf der Hand. Aber es muß verhütet werden, daß der Kaiser infolge der freundlichen Annahme eines solchen Werkes in den Kampf der Meinungen hineingezogen und daß von der einen und der anderen Seite Kapital mit dem kaiserlichen Namen geschlagen wird. Nicht nur in den parlamentarischen Körperschaften ist mit Recht die Hineinzerrung dieses Namens in die Debatten ausgeschlossen; auch im Preßkampfe sollte dieses Hineinzerren möglichst vermieden werden. Daß Herr Dr. Studt nicht nur des kaiserlichen Namens wegen, sondern auch seiner eigenen Stellung zu dem Inhalte des Werkes halber die Zurückweisung desselben befürwortet hat, unterliegt freilich keinem Zweifel; aber das hat mit der prinzipiellen Seite der Sache nichts zu tun.

Ueber unsere Witzblätter und die Politik

stellt die „Post" eine zeitgemäße Betrachtung an, in der es heißt:

„Bei der weitgehenden Freiheit, welche die deutschen Witzblätter in der Teilnahme an den politischen Meinungskämpfen genießen, müssen an den politischen Takt der Herausgeber solcher Blätter besonders hohe Anforderungen gestellt werden. So wenig die Berechtigung humoristischer oder satirischer Beleuchtung der politischen Vorgänge bestritten werden soll, so entschieden muß auf die Grenzen hingewiesen werden, welche die nationalen und die internationalen Rücksichten der publizistischen Kritik auch in Witzblättern ziehen. Während des Transvaalkrieges haben wir leider Gelegenheit genug gehabt, zu beobachten, daß die Witzblätter sich an internationale Rücksichten vielfach nicht gebunden glauben, und in den zollpolitischen Kämpfen wird ebenso oft über das nationale Interesse hinweggeschritten. Zur Kategorie dieser bedauerlichen und taktlosen Leistungen gehören einige Bilder, mit denen der „Ulk" seine letzte Nummer geziert hat. Das eine zeigt die deutschen Staatsmänner mit dem Flicken der Zolltarifschutzdecke beschäftigt, ein anderes mit durchsichtiger Anspielung den deutschen Michel in Zollketten, ein drittes stellt sogar Sorge und Not als Vertreterinnen des deutschen Volkes dar, wie sie Neujahrskarten beim Reichskanzler abgeben. In Deutschland selbst wird man natürlich über die maßlosen Uebertreibungen solcher Zerrbilder, soweit man sie kennen lernt, mit Achselzucken hinweggehen, aber sie sind geeignet, im Auslande über die Stimmungen und Zustände im Deutschen Reiche Vorstellungen zu erwecken, deren Rückwirkung nur schädlich sein kann. Das ist ein Gesichtspunkt, unter dem derartige Ausschreitungen der Witzblätter immer verwerflich bleiben."

In gleicher Richtung bemerkt die „Deutsche Zeitung":

„„Neujahrscour bei Bülow" nennt der „Ulk" das Titelblatt seiner Neujahrsnummer, das in einer Staatskutsche die Gestalten der „Sorge" und der „Not" zeigt, wie sie ihre Karten einem Diener überreichen. „Melden Sie die Vertreterinnen des deutschen Volkes, Sorge und Not!" lautet die Unterschrift. Es sind die Hetzartikel des „Vorwärts" ins Zeichnerische übertragen. Wir bezweifeln, daß es der „Wahre Jakob" so gut machen kann."

Leider ist es der „Ulk" nicht allein, der mit dem „Wahren Jakob" wetteifert. Auch der „Kladderadatsch" schlägt in Prosa und in Versen gegen die Fraktionen des Reichstags, die den Zolltarif zustande gebracht und die Verschleppungsversuche der Obstruktionisten vereitelt haben, Töne an, die den Rhabarber-Helden des hohen Hauses abgelauscht zu sein scheinen. Nicht einmal vor gröblicher Beleidigung einzelner Abgeordneter schreckt er zurück. Gelüstet es ihn vielleicht, Mitarbeiter an dem „großen Kladderadatsch" zu werden, den die Herren Singer und Genossen vorbereiten? Fürst Bismarck, der ehedem ein mächtiger Schützer und Freund des Blattes und seines Redakteurs Ernst Dohm war, würde jetzt, wenn er noch lebte, bekümmert ausrufen: „Auch der Witz des „Kladderadatsch" verroht!"

Italien und der englische Somali-Feldzug.

Die römische „Tribuna" hält es doch für nötig, in einem zweiten, anscheinend von der Consulta eingegebenen Spitzartikel England für die Erlaubnis der Truppenlandung in Obbia eine kleine Rechnung vorzulegen. Ausgehend von dem als falsch gekennzeichneten Gerüchte, daß die bei Obbia gelandeten Truppen wieder eingeschifft worden wären, unterstreicht sie stark den guten Dienst, den Italien England durch Erteilung der Erlaubnis geleistet habe, nachdem letzteres dreimal vergeblich von Berbera aus gegen den verrückten Mullah vorgegangen sei. Diesen guten Dienst hätte Italien freilich nicht verweigern können, da es selbst ein Interesse an der Beruhigung jener Gegenden habe, und sich nicht dem Verdachte der Civilisationsfeindlichkeit bei einem Kampfe für die Civilisation habe aussetzen können. Aber anderseits sei doch klar, daß Italien dadurch seine eigene Lage verschlechtere, denn der Mahdi, der bisher erklärt habe, mit Italien im besten Einvernehmen leben zu wollen, werde nunmehr seine Haltung ihm gegenüber wahrscheinlich ändern. Vermutlich werde er, vor den englischen Truppen sich zurückziehend, sich nicht nach Norden, sondern nach Süden gegen das italienische Benadir wenden und in dieses einfallen. Auf eine zarte Anspielung auf Englands Benehmen im italienisch-abessinischen Kriege, wo dieses die Zustimmung zum Durchzug italienischer Truppen durch Zeila „spät und langsam und parteiisch erteilt habe und auf die Abwehr des Gedankens, als könnte Italien Englands Schwierigkeiten benutzen, um ein Geschäft zu machen, folgt dann eine Lobpreisung der italienischen Somaliküste von Bender Ziada bis Kissimaju als eines afrikanischen Gibraltars und die Aufforderung an beide Regierungen, die Gelegenheit wahrzunehmen, „um die günstigsten Folgerungen daraus zu ziehen". Das heißt also, aus dem Diplomatischen ins Deutsche übersetzt, Italien möchte doch ein Geschäft machen; welches, das muß der Leser erraten. Vielleicht möchte es gern einen Teil der so gepriesenen Somaliküste gegen ein Stück des englischen Gebietes mit Zeila eintauschen, um damit seine Kolonie Erythräa abzurunden und ihr einen brauchbaren Hafen zu verschaffen. Der Gedanke tauchte bereits früher in den Blättern auf, auch in der „Tribuna", die vor einiger Zeit eine derartige Zuschrift brachte. Seltsam wäre es allerdings, wenn Italien den Preis erst forderte, nachdem es die Ware verkauft hat.

Zur Lage in Marokko.

Eines der angesehensten Blätter Spaniens, „El imparcial" beginnt ein längeres Exposé über Marokko mit einem Worte Bismarcks, wonach zwei „kritische Fälle" in der internationalen Politik den Frieden der Völker auf Jahrzehnte hinaus bedrohen würden. Der eine Fall

Feuilleton.

8]

Frau Izuna.

Roman von Karl Tanera.

Nachdruck verboten.

Fräulein Erzberg streichelte sie wieder sanft über die Haare und drückte das schluchzende Mädchen an sich. Nachdem sie einige Zeit überlegt hatte, begann sie wieder: „Laß einmal jetzt die Frage, ob Izuna dich wiederliebt, ganz aus dem Spiel. Hast du denn schon daran gedacht, was geschehen würde, wenn er dich zur Frau begehren und dich heiraten wollte?"

„Scheu, ohne aufzublicken, antwortete Julie: „Du wirst mich für recht töricht halten, Tante Klara. Aber ich habe mir wiederholt alle möglichen Fälle ausgemalt, die freilich nichts sind, als Luftschlösser. Sie zerfallen sofort, wenn man die wirklichen Verhältnisse in Betracht zieht."

„Das ist das Wahrscheinliche. Und doch möchte ich gern wissen, wie du dir die Zukunft vorgestellt hast. Ich meine damit nicht die Phantastereien, die in dem erregten Kopfe eines jeden jungen Mädchens hier und da einmal spuken, zum Beispiel von der einsamen Insel, auf der es keinen Menschen gibt, als ihn und sie, und auf der man dann ganz in einander aufgeht und so weiter. Nein, ganz real. Glaubst du, daß du ihm wirklich nach Japan folgen könntest, wenn er es verlangte?"

„Glauben, Tante Klara! Das würde ich tun, so wahr ich lebe!"

„Aber, wie stellst du dir denn dann das materielle Leben vor? Izuna ist, soviel ich weiß, nicht gerade reich. Zur Bestreitung seiner Reise und seines Aufenthaltes in Europa hat er ein Staatsstipendium bekommen. Ob er von der Anstellung, die er nach seiner Rückkehr erhalten wird, gut leben und eine Familie ernähren kann, wissen wir nicht, denn diese Verhältnisse entziehen sich ganz unserer Schätzung."

„Oh, darüber wäre ich beruhigt. Er hat mir oft erzählt, daß er nach seiner Rückkehr als Professor an der Universität in Tokio angestellt wird, und dann ebenso gut leben kann, wie ein Universitätsprofessor in Deutschland. Auch sagte er, daß er dann bald heiraten müsse, denn ein lediger Japaner von dreißig und mehr Jahren falle auf, und einen ledigen Professor wolle man gar nicht."

„Nun gut. Es ist aber sehr fraglich, ob er den höhern Ansprüchen, die eine europäische Frau erheben würde, auch nachkommen könnte."

„Oh, ich würde gewiß keine höhern Ansprüche machen. Dank eurer Liebe und Freigebigkeit habe ich ja schon über zehntausend Mark gespart. Diese Summe würde für die Reise und so lange zum Zuschießen reichen, bis er in die in Japan eingeführten höhern Gehaltsklassen käme."

„Ei, ei, da sieh einmal einer an, wie gründlich du dich schon orientiert hast. Woher weißt du denn das so genau?"

Wieder so scheu, wie vorher, entgegnete Julie: „Das hat mir Izuna alles nach und nach erzählt."

„So, so! Hast du dir aber auch ausgemalt, welchen Entbehrungen und welcher Vereinsamung du entgegengehen würdest? Ferner, welche vielen, freilich kleinlichen, aber doch recht empfindlichen Unannehmlichkeiten dir bevorständen? Du hättest keinen Umgang, keine Beschäftigung —"

„Halt, Tante Klara, da täuschest du dich. Du selbst hast mich durch deine vorigen Worte in dem nur bestärkt, was ich mir schon längst im Innern vorstellte. Ich würde meinem Manne helfen, die Japanerinnen über ihre unwürdige Lage aufzuklären. Dazu müßte ich zunächst ihre Sprache erlernen. Denke nur, was ich da zu tun hätte. Stelle dir aber auch vor, wie ideal schön dann eine solche Aufgabe wäre. An der Seite eines geliebten Mannes zu wirken, um eine große, philanthropische Aufgabe, die er sich gestellt, zu unterstützen, um ihm zu helfen, sein edles Ziel zu erreichen, um unterdrückte Frauen zu befähigen, ihr Recht zu erkämpfen. Da würde ich wahrhaftig keine Vereinsamung empfinden, und einem so idealen Streben zulieb könnte und wollte ich gern einige materielle Einschränkungen erdulden."

„Das letztere würde mich auch am wenigsten beunruhigen. Du kennst ja ebenso, wie ich, das weiche, gute Herz Elisabeths. Die würde ihr Herzblatt Julie gewiß nicht darben lassen, und ich, soweit ich dir helfen kann, wahrscheinlich auch nicht."

„Du gute Tante!" Damit richtete sie sich auf und küßte Fräulein Erzberg.

„Laß nur, Kind. Wir sind ja beide recht töricht. Wir sprechen da von Verhältnissen, die höchst wahrscheinlich gar nicht in Frage kommen. Wer weiß, ob nicht Izuna schon eine Braut in Japan hat."

„Nein, Tante Klara, die hat er nicht. Das wäre meine geringste Sorge. Aber sag' einmal, Tante Klara — ach, ich wage es gar nicht, zu fragen." Dabei drehte sie sich wieder fest an Fräulein Erzberg und versteckte ihr Gesicht an deren Brust.

„Nun, heraus mit der Sprache. Ich will ja heute nur deine Ratgeberin, deine Freundin sein, mein Kind."

„Tante, du bist so lieb, so gut, daß ich nicht weiß, wie ich dir das je danken kann."

„So frage doch, was du wissen wolltest."

„Also du glaubst nicht, daß, wenn Izuna mich wirklich so lieb hätte, wie ich ihn, und wenn er mich wirklich —"

„Du meinst, wenn er dich wirklich heiraten wollte?"

„Ja, das meine ich, daß dann der Plan, mit ihm nach Japan zu ziehen, vollständig unausführbar wäre?"

„Du stellst mich da vor eine schwere Frage. Unausführbar! Nein, das glaube ich nicht. Hat doch erst vor kurzem ein japanischer Legationsrat ein deutsches adeliges Fräulein geheiratet. Diese Frau wird sicher später mit ihm nach Japan übersiedeln, denn ewig kann er doch nicht an der hiesigen Gesandtschaft bleiben. Also für unausführbar halte ich dies nicht. Es wohnen ja genug Europäer mit ihren Frauen in Japan, warum solltest du es nicht auch können. Aber sympathisch wäre mir eine solche Lösung gewiß nicht, und Elisabeth, wie ich überzeugt bin, ebensowenig. Wir möchten dich nicht so weit weggeben."

„Ihr liebt aber doch beide Izuna so sehr."

„Ja, das ist wahr, und wir glauben auch, daß er durch und durch ein Ehrenmann ist. Uebrigens, Kind, wir sprechen da von Dingen, die keinen Wert haben, denn die Hauptsache ist ja keineswegs klargelegt. Du weißt ja gar nicht, ob er dich liebt?"

„Darüber, Tante Klara, werde ich mir jetzt, wo ich deine und also auch Tante Elisabeths Gedanken hierüber kenne, bald Klarheit verschaffen."

Das hatte so energisch geklungen, daß Fräulein Erzberg ganz erstaunt ihr Pflegekind ansah und verwundert äußerte: „Ich kenne dich gar nicht mehr, Julie."

Das Mädchen errötete wiederum, und wußte nicht, was es antworten sollte. Da rissen es Rufe vom Schloß her aus der Verlegenheit.

Fräulein Erzberg antwortete laut: „Wir kommen!" und fügte dann bei: „Laß dir bei den Brauns nicht anmerken, daß du geweint hast, und sei vor ihnen gerade im Verkehr mit Izuna sehr vorsichtig. Je heiterer du bist, desto besser."

„Oh, liebste Tante Klara, ich kann ja auch wieder heiterer sein. Laß mich noch einige Primeln für Tante Elisabeth und dich pflücken. Ich folge gleich nach."

„Gut, ich gehe voraus."

Als Julie allein war, bückte sie sich und raffte blühende Primeln zusammen. Aber ihre Gedanken waren gar nicht bei der Sache. Im Nu ging ein Plan durch den Kopf des trotz seiner äußern Sanftheit doch sehr energischen Mädchens. Jetzt, wo sie überzeugt war, mit ihren Zukunftsgedanken bei ihren beiden Pflegemüttern auf keine unüberwindbaren Schwierigkeiten mehr zu stoßen, jetzt beschloß sie, sich Izuna zu erringen. Sie wußte wohl, daß er sie liebte, aber die Schranke, die zwischen ihnen beiden infolge der eigentümlichen Verhältnisse bestand, für so gewaltig hielt, daß er gar nicht wagte, seiner Liebe nachzugeben. Das sollte er nun lernen, und sie selbst wollte ihm hierzu die Lehrmeisterin sein.

In Eile waren zwei kleine Sträuße gebunden. Dann kehrte Julie zum Schloß zurück. Sie sah viel frischer, viel heiterer, viel hübscher aus als vorher.

Fräulein Edwald begrüßte sie ebenfalls herzlicher als gewöhnlich. Mochte ihr Fräulein Erzberg schnell einige Worte gesagt haben, oder freute sie sich so sehr über die Blumen, oder war es ein Zufall. Julie empfand diese Art heute aber doppelt angenehm. Es war ihr wie eine Bekräftigung, daß sie sich auf dem richtigen Wege befinde.

Um halb zwölf kam Izuna von Berlin an. Julie gab dem Doktor ganz unbefangen die Hand und erwiderte freundlich seinen Gruß. Bald herrschte eine allgemeine, heitere Unterhaltung, bei der kein Mensch Julie anmerkte, daß sie besonders erregt sei.

Nach dem Gabelfrühstück fuhren die Wagen vor. Es wurden Decken, ein Korb mit Kuchen für den Nachmittagskaffee, mit belegten Brötchen für den Abend und mehreren Flaschen Wein den Kutschern übergeben.

Die Fahrt bis Potsdam war schon sehr schön. Von dort an wurde sie aber mit jedem Schritt noch entzückender. Man hatte für hinwärts die Straße auf dem östlichen Havelufer gewählt. Auf der rechten Seite erstreckte sich der breite Havelsee. Aus dunkelgrünen Nadelwaldungen blickten Landhäuser, welche in sorgsam angelegten Gärten standen, blühendes Schilf rahmte die tiefblauen Wasserflächen ein, und in der klaren Flut wiegten sich zahlreiche Schwäne und wilde Enten. Links reichte der Fichtenwald bis hart an die Straße. Oft aber wurden seine dunklen Schatten durch die weißen Stämme und das helle, saftige Grün von zahlreichen Birken unterbrochen, und der Weg selbst führte unter einer Allee von solchen weißleuchtenden Bäumen, streckenweise auch zwischen noch etwas zurückgebliebenen Platanen durch. Das gab allerliebste Wechselbilder, welche ganz besonderen Reiz bei dem so idyllisch ge-

SLUB
Wir führen Wissen.